

Volks-Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
1703 für Anhalt und Thüringen 1928

Table with subscription rates and contact information for Halle-Saale, including prices for monthly, quarterly, and annual subscriptions.

Dr. Curtius über Ostpreußens Wirtschaftsnot

Gröfningung der 16. Deutschen Ostmesse

Die Wege zur Ostsee

Für eine unblöbliche Verbundenheit zwischen dem Reich und Ostpreußen

Von Adolf Gregori

(Telegraphische Meldung)

Königsberg, 13. August.

Die offizielle Gröfningung der 16. Deutschen Ostmesse erfolgte am Sonntag vormittag. Nach Begrüßungsreden des Oberbürgermeisters Dr. Lehmann...

wie den Parlamentariern und sonstigen offiziellen Besuchern ziehen sich wie ein roter Faden

drei grundlegende Forderungen:

Die Ostpreußenfrage der Parteipolitik zu entziehen, Reichungen zwischen Reich und Preußen bei der Behandlung Ostpreußens zu vermeiden...

Der Verfassungstag in Berlin



Reichspräsident von Hindenburg scheidet die Front der Ehrenkompanie ab.

Ostpreußen gegenüber nur vom gesamtdeutschen Standpunkt aus handeln können und geboten. Auch Reich und Preußen waren sich in allen diesen Grundfragen stets völlig einig.

Zu dem Punkt der Beschaffung erstelliger Hypothekarkredite darf ich schon heute sagen, daß auf meine Vorstellungen hin der Reichsfinanzminister sich bereit erklärt hat...

Wir Recht haben Ihre Vertreter wiederholt geltend gemacht, daß neben Gendarationen für den Wiederaufbau Ostpreußens die allgemeine deutsche Wirtschaftspolitik entscheidend sei.

Wirtschaftsrat Rodowski Berlin überbrachte Grüße und Wünsche des Verfassungstages der Sowjetunion für einen guten Verlauf der Königsberger Messe.

Dann führte der Redner aus: „Ich muß noch die besondere Bedeutung der heutigen Tagung unterzeichnen angefügt der Spannung der politischen Lage, die an Ihnen und unseren Grenzen entzündet ist.“

Man soll den Kopf nicht in den Sand stecken und die Ostsee als Nebenbühne der Weltpolitik betrachten. Denn der russisch-englische Gegensatz, auf den auch wieder die neuesten englischen Flottenmanöver in der Ostsee hinarbeiten...

Um den Sund, den Großen und den Kleinen Belt schlingt sich seit sieben Jahrzehnten die dänische Anspannung. Durch das Kopenhagener Ertrakt von 1857, das die Abgabepflicht für alle durchfahrenden Schiffe gegen eine einmalige Zahlung der seefahrenden Nationen von 100 Millionen Gulden...

Bei Ausbruch des Weltkrieges erklärte Dänemark den Mächten, daß die dänischen Wasserstraßen durch Minen gesperrt seien, womit die Durchfahrt für Kriegsschiffe unmöglich gemacht werden sollte.

Natürlich liegt uns Deutschen das Schicksal der herborbrechenden, rund 100 Kilometer langen Wasserstraße des Norddekanals, der im Verfallener Vertrag „Nieler Kanal“ genannt ist, besonders am Herzen.















# Unterhaltungs-Beilage

## Sie, die ich nicht kenne

Roman von

Clara Raška

16

Copyright by  
Deutsche Verlags-  
Anstalt - Stuttgart.

Krause Geschichten um die schöne Yvonne.

Eines Morgens wanderte er im ersten aufsteigenden Licht an den Kais entlang. Er hatte die Markthallen besucht, dem Ausladen der großen Käbne zugeschaut und nun schlenderte er am Tuileriengarten und Louvre vorbei nach Notre-Dame. Immer wieder zog es ihn zu der Insel im Strome, zu dieser Wiege der Stadt, und zu dem Quai aux Fleurs, wo ganze Kisten betauter Blüten allmorgendlich auf das alte, graue Steinwerk getürmt wurden, als wären sie eine Opfergabe, allem Lebenden dargebracht.

Von dort ging er zu dem niedrigen Haus, dessen Licht durch die Nacht glimmte, und das zu dieser jung aufschwellenden Stunde die Lekten aufnahm, die der Blutumlauf der glänzenden Stadt aus ihrem Körper ausgeschoben hatte.

Hier in der Morgue lagen sie beisammen, stumm, fremd und verstoben.

Gaston kam oft hierher. Er hatte sich mit einem alten Wärter der Morgue angefreundet, der von den Toten sprach, als wären sie Kinder und mit allerlei Eigentümlichkeiten und Unarten behaftet. Er rebete sie an, befragte sie förmlich, wurde ungeduldig und nahm für einzelne Parteien.

Jetzt lehnte er am Geländer, rauchte befriedigt eine kleine Pfeife und nickte Gaston aufmunternd heran.

„Wir haben da eine,“ sagte er, „die müssen Sie sehen. Vor einer Stunde angekommen. Vor drei Stunden lebte sie wohl noch.“ Er hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und tippte, wie im Takt zu seinen Worten, nach dem flachen Hause mit den geschlossenen Jalousien. „Eine schöne Frau, kräftig,“ und er zog die Schultern zurück und wölbte seine schmale, alte Brust heraus, „groß,“ er hielt die Pfeife über seinen Kopf, „und jung!“ Er schlug auf sein Herz. „Aber das Mädchen, mein Herr, das wird sie noch mitnehmen, davon kann sie nicht lassen. Ich sage Ihnen, sie kann es nicht. Das sah ich ihr gleich an. Wollen Sie mitkommen?“

Sie gingen.

Die Tote lag auf einer Bahre gleich hinter der Tür, so wie man sie hineingetragen hatte.

Der Alte zog das Tuch zur Seite.

„So! Habe ich zu viel gesagt?“ Er sah zwinkernd zu Gaston hin, wie jemand, der eine Ware angeboten hat und den Eindruck sehen will.

„Nein — weiß Gott!“ Gaston beugte sich vor und sah die Tote genau an.

„Und gar nicht böse sieht sie aus, keine Spur verdrießlich oder unglücklich. Als hätte sie allen ein Schnippchen geschlagen.“

Der Alte schnalzte mit den Fingern. „Jetzt könnt ihr lange suchen! Ich bin fort, darüber hinaus.“

Wirklich, sie lächelte.

Sie sah aus, als käme sie von einem Feste, ohne Schal, ohne Hut, das Haar vom Kange gelockert. Goldbraunes, volles Haar. Gesicht, Körper, alles hatte junge, blühende Formen. Der eine Arm hing von der Bahre herunter.

Der Alte ging um sie herum, streichelte sein unrasiertes Kinn, das es einen leise krazenden Laut gab, nahm den Arm und legte ihn auf den Leib der Toten. „Habe ich ihn nicht schon hingelegt?“ murmelte er vor sich hin.

Die Hände des Mädchens waren kräftig und weiß. Sie lagen jetzt beide auf dem festlichen, tornblumenblauen Kleide, das tief ausgeschnitten und mit einem einfachen, hellen Spitzenragen verziert war. Um den Hals trug sie ein schwarzes Samtband.

„Hatte sie gar kein Erkennungszeichen? Keinen Schmutz?“

„Nichts, mein Herr, nur ein Elfenbeinmedaillon, dort am Samtband,“ er deutete auf ihren Hals. „Sie können es sehen.“

Er ging an einen Schrank, nahm das altmodische Schmutztuch heraus, öffnete es und zeigte es Gaston. „Es liegt ein Zettel darin, alt, gelb, mit irgendeinem ausländischen Geßel.“

Gaston nahm den kleinen Papierstreifen. Darauf stand in deutscher Sprache in unbeholfener Schrift: „Vergiß deinen Hans nicht.“

Das war alles, was sie mitgenommen hatte.

Er legte das Mättchen ehrfürchtig zurück. „Sie ist eine Deutsche,“ sagte Gaston.

„So — so? Möglich. Jedenfalls ist sie seit langer Zeit meine Beste.“ Er ging wieder liebevoll und interessiert um die Bahre herum. „Sehen Sie sich das Zeug da an!“ Und er machte eine verachtungsvolle Gebärde nach den anderen Stummen hinüber.

Der Dichter aber hatte für nichts anderes Augen als für die junge tote Frau in dem blauen Kleide. „Ein deutsches Mädchen,“ dachte er, „und keine von der Straße — auch nicht aus gutem Hause. Eher eine aus dem Kleinbürgerstand, der eine Laune des Lebens eine Besonderheit gab. Das Schicksal steht auf dieser Stirne, wie — wie — wie über der Stadt in der Ebene, zwischen den massigen Häusern, in den dämmerigen Winkeln, im Fischerviertel. Die Mäwen schreien es in die Winde hinein, die dunklen Käbne schleppen es fort, wenn es den Menschen zu viel wird. Sie versenken es in Meer, damit die Menschen lachen können, wie diese da — —“

Der Alte ließ ihn gewähren.

Schließlich tippte er auf Gastons Arm.

„Ob man sie sucht? Ob jemand sie erkennen wird?“

Der Dichter schrak zusammen. „Erkennen?“ Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Sie war für ihn die Fremde, an dieses Alter gepflückt. Die Vorstellung, irgend jemand könnte kommen, sie für sich beanspruchen, jammern und sie so in sein Leben hineingehen, fluchen und ihre Ruhe damit jören, diese Vorstellung verursachte ihm ein peinliches Gefühl, das gleich in Abwehr überging.

Er hatte ihr entflohenes Leben gleichsam in sich aufgenommen, er begann es mit seinen Gedanken zu füllen, niemand sollte kommen und Rechte erheben.

Wenn man sie im Leben nicht halten wollte, dann sollte man ihr die letzte, selbstgewählte Wohltat lassen.

„Ich glaube es nicht, daß man sie suchen wird,“ sagte er.

„Sollte sich jemand melden, dann schreiben Sie alles genau für mich auf. Ich komme wieder.“ Er suchte in seiner Rocktasche und fand einige lose Geldstücke. Wenig genug!

„Hier, nehmen Sie —“

„Hatte ich nicht recht?“ Der Alte strich wieder sein Kinn.

„Starr, groß, jung.“ Er bedauerte keinen Augenblick, daß so etwas sterben mußte.

Gaston ging in die Sonne hinein, bewegt, aufgewühlt — und tief im Innern entfalten sich Bilder wie Blumen, die blühen wollen, kamen Menschen, nahmen feste, ganz bestimmte Büge an, und sie, die Tote im blauen Kleide, lebte unter ihnen und doch anders als sie alle. Reicher, wärmer, farbiger. „Yvonne, Yvonne!“ flüsterte er, und er begann sie zu lieben, mit schillernden Vogen und Strahlen zu umziehen.

Erregt kam er nach Hause. Er ging im Zimmer auf und ab. Von allen Seiten strömten die Gesichte auf ihn ein. „Sie, die ich nicht kenne,“ dachte er mehrere Male, „nicht kenne — o ja, ich kenne dich.“

„Niemand soll kommen und jetzt noch irgend etwas mit dir gemein haben wollen, nicht in Liebe, nicht in Trauer. Jetzt bist du mein. Ich will dich zum zweiten Male schaffen. Mein Geschöpf, meine Yvonne.“

Und er ging immer wieder zur Morgue, zu jeder Tageszeit.

Der Alte winkte ihm schon beruhigend zu, wenn er kam.

„Niemand, niemand. So ein schönes Weib, jung, stark, kein Mensch will sie kennen. Ja, ja, so geht es zu. — Und wollen Sie es wohl glauben? Das da, Stückwerk, läßt sich sehr leicht, um den weinen sich zwei Frauen die Augen aus. So ist's. —

Morgen wird sie begraben. — Wann? Ja, das weiß ich nicht, kann ich Ihnen nicht sagen. Kommen Sie mal wieder,“ und er schob seine Hand langsam seitlich zu Gaston hin.

Das erste Mal, das er sah, war er ganz anders als sonst. Er sah aus, als hätte er eine große Last auf dem Rücken. Seine Augen waren tief und dunkel, und sein Mund war zu einem dünnen Lächeln verzerrt. Er trat in den Raum und schaute sich um, als wäre er ein Fremder in einem fremden Land. Die Luft war still und schwer, und die Schatten der Wände schienen ihm nachzusehen. Er wusste nicht, was er tun sollte, aber er wusste, dass er hier sein musste. Er atmete tief ein und aus, und die Welt schien für einen Moment still zu stehen. Er wusste, dass er hier sein musste, und er wusste, dass er hier sein musste.

Der Meister Hermethe hatte kaum die Tür hinter sich geschlossen, da fingen seine Ohren an zu schlagen. Ping, ping, pang, ganz schnell — und dann tief und langsam, tong, tong, tong. All die anderen Stimmen bellerten, tönten, himmelten dazwischen. Tong, tong klang es über sie hin.

Das Geldstück versank in seiner Tasche. „Ja, leider —“ er zog lange und sehr bedauernd die Schultern empor, „leider kann ich es Ihnen nicht sagen.“ Gaston ging zum Quai aux Fleurs, kaufte Rosen und übergab sie dem Alten. Er hatte die Tote niemals mehr angesehen. — Einige Tage ging er träumerisch umher, dann wurde er ruhig, freundlich, ja, es kam eine herzliche Erzählerlaune über ihn. Das Schicksalschwere lichtete sich, tausend seine Züge traten in das Bild.

Marie antwortete nicht. Sie stand mit verschlossener Miene im Quai und wechselndes Licht. Ihre mageren Arme und die roten Hände schlossen hierhin und dorthin. Sie mußte sich den Neger herunterwischen. Dem Vater zu widersprechen, wäre nutzlos gewesen. Man mußte etwas anderes für Yvonne suchen. „Sie soll aber doch was lernen — irgend etwas Nützliches,“ sagte sie nach einer Weile. Die hellen Augen gingen schnell zum Fenster hin.

Eines Abends rückte er seinen Tisch vor das Fenster, sah durch den willkürlich in die Häuser hineingerissenen Schacht auf die schön gewölbten Bäume, holte Papier aus der Lade und schrieb oben hin als erste Zeile: „Sie, die ich nicht kenne,“ und dann lächelte er. „Vielleicht muß ich den Titel ändern. Das wächst mir unter den Händen, sieht mich aus ganz anderen Augen an. Gleichviel!“

„Gewiß.“ Hermethe nickte einige Male. Er sah in den Abenddunst. Es war, als ob der Fluß dampfte, er zog schwarz und müde unter grauem, wallendem Flor. Drüben, am anderen Ufer, standen die Hübe bis zum Bauch in einem milchigen Frei. Ihre Rücken bewegten sich wie Röhne, die einen unformlichen Zug haben — ganz schwerfällig, gehemmt durch den phantastischen Aufpus. Ihr Gebrüll schlug gedämpft an das Fenster, denn der Fluß war sehr breit.

Als er nochmals in die Lade griff, stieß er auf einige Briefe, nahm sie heraus. Einen behielt er in der Hand.

Von den Häusern fort bis zum Fluß dehnte sich eine öde Fläche mit Schlick, Steinen und allerlei Abfall. Dazwischen standen Inseln niedriger Weiden.

Er zog den Bogen aus dem Umschlag und las, dann lehnte er sich zurück. „Es wäre möglich,“ sagte er, und nahm Briefpapier und schrieb folgendes: „Lieber Freund, als ich zuletzt in Straßburg war, hatte ich gar nichts für Dich und konnte Dir später auch nichts versprechen — Du weißt, ich schreibe eigentlich keine Romane — aber jetzt habe ich eine Idee. Ich glaube, Du kannst die Arbeit unbedenken in der literarischen Wochenbeilage Curier Zeitung erscheinen lassen. Wie die Sache wird, das kann ich Dir heute noch nicht sagen, da sich bei mir vieles erst während des Schreibens gestaltet. Ich würde Dir meine Arbeit gar nicht anbieten, wenn ich nicht bei Euch in der Kreide sähe. Mir scheint, es ist Freundespflicht, daß ich Dich entlaste. Laß nur gleich mit dem Abdruck beginnen, damit ich aus dem Schuldner bald ein Gläubiger werde. Ich kann's gebrauchen.“

Im Frühling überspülte der Strom diese ganze muldenartige Fläche, dann kratzte er gegen die alten Mauern, auf denen die Häuser vom Bunten Kamp standen. Einige von ihnen waren in die Mauer hineingebaut, hatten sie gleichsam durchbrochen. Von dort aus konnte man auf schmalen, brödeligen Stein treppen in die Mulde gelangen und zum Fluße gehen.

Im übrigen bin ich wohlgenut und grüße Dich herzlich. Wenn ich erst mit meiner Erzählung begonnen habe, schreibe ich keine Briefe,“ dachte er, „und es muß doch sein.“

Wei hellem Tage spielten drunten bisweilen die Kinder, am Abend ging man nicht gern hierher. In der Mulde, einem großen Dreieck zwischen den Häusern, den alten Gärten, die bis zum Wasser reichten, und dem Strom, der einen Bogen beschrieb, hatten sich einstmals düstere Dinge abgespielt, und auch jetzt noch trieb sich hier häufig lichtschenes Volk herum.

Er stand auf, nahm seinen Hut und ging nochmals fort. Diese geschäftliche Sache hatte ihn gestört. Er trug den Brief in einen Kasten in der Nähe der reizvollen St. Etienne du Mont, und dann ging er in die Kirche hinein. Er betete für Yvonne's Seele, dankte für Yvonne's Schönheit, für die Schönheit der Kirche, für die Schönheit der ganzen Welt, ging in einer abergläubischen Regung zu dem Marmorbeden mit Weihwasser, bekreuzigte sich und trat auf die flachen Stufen, die zum Platz hinabführten: ein glücklicher Heide. —

Man konnte, wenn man geschickt war und das Wasser niedrig stand, von der Mulde aus unter der alten Steinbrücke hinweg über Geröll, Pföße, Holzstege und allerlei Vorsprünge zum Hafen gelangen.

Spät am Abend, als alles still war und nur wie immer Musik in flatternden Fäden an sein Fenster flog, und die Züge von fernher rollten, ganz dumpf, lebenmahnend, beugte sich Gaston über große Bogen und schrieb.

Wer von dort kam und in der Mulde landete, der hatte freien Weg, denn die Gärten zu durchqueren, das war für jeden Jungen aus dem Bunten Kamp ein Kinderspiel.

Den Titel hatte er fortgelassen, aber da stand eine Kapitelüberschrift:

Die vom Bunten Kamp.

Und wie er ein wenig lauschte, da sahen sie über seine Schultern, sahen auf seinem Tisch, lauter krauses Volk, standen wartend im Schatten des Zimmers, ja, einige kamen noch die Treppe herauf. Er hörte ihr Trappeln und Schurfen. Sie wohnten in der Roulin de Beurre und wohnten in seinen Rindertegen, sie nisteten allerorten in Jürgen Teiffings Heimat, und sie spazierten am Café Figaro vorüber.

Dieser Kamp mit der Burg war ein merkwürdige Gegend. Es sah aus, als hätte die Stadt sie gewaltsam fortgeschoben, ohne sich jedoch von ihr befreien zu können. Trotzig, mit unberrückbaren Mauern, hielt sie an ihr fest.

Café Figaro! Dodo Maella — ferne, ferne Dodo. Einen Augenblick sah der Dichter auf, atmete tief, dann schrieb er:

In Wahrheit war es umgekehrt: die Stadt war aus ihr hervorgegangen. Da war die Burg, ein floßiges, regelloses Gebäude. Es war von oben bis unten mit Menschen vollgepflegt. In seinem niedrigsten Teil — ein Brand hatte sich hier einstmals zwei Stodwert tief eingefressen — war das Armeutehaus für Männer. Die Burg stand dicht an der alten, hohen, zur Mitte aufsteigenden Brücke.

Meister Hermethe hatte kaum die Tür hinter sich geschlossen, da fingen seine Ohren an zu schlagen. Ping, ping, pang, ganz schnell — und dann tief und langsam, tong, tong, tong. All die anderen Stimmen bellerten, tönten, himmelten dazwischen. Tong, tong klang es über sie hin.

Der Strom schlich mit seinen stillen Wirbeln und seinem gleichsam aus der Tiefe kommenden breiten Wallen unter fünf mächtigen Bogen hindurch.

Der Meister sah in den Nebenraum. Es war die Küche. „Marie, wo ist Yvonne?“ und er zog bei dieser Frage seine Stirne kraus und bogte Schultern und Kopf wie hordend vor.

Der Fuß der Burg stand im Wasser. Hier und da, dicht an den glatten Quadersteinen, ragten gänzlich abgeschliffene Blöcke heraus.

„Wo wird sie schon sein!“ rief das Mädchen leichthin und warf den Pfannkuchen in der Luft herum, fing ihn auf und wandte sich dann lachend dem Vater zu. „Es hat ja erst in diesem Augenblick acht Uhr geschlagen. Vor acht kommt sie doch niemals nach Hause.“

Von der Burg aus bog sich die alte Festungsmauer ins Land hinein. Hier begann die mit Schlick, Geröll, Unrat und Weideninseln bestandene Mulde.

Hermethe schob sich langsam in die Küche hinein und zog die Tür ins Schloß. Er war ein wenig gebückt durch den niedrigen Rahmen getreten, jetzt richtete er sich zu seiner vollen, sehr stattlichen Größe auf. Er trat ans Fenster und sagte halblaut: „Sie soll die Sache aufgeben.“

Die Festungsmauer lag rund, schwer und fest da. Sie umschloß eine Welt für sich: jene Häuser, die damals zur Burg gehört hatten. In ihrer Mitte war ein großer Platz, auf dem, willkürlich in eine Ecke gerückt, ein Brunnen mit langem Steintrög stand.

Das Mädchen am Herdfeuer hatte es dennoch gehört. „Wie, die Näherer? Ja, wer soll denn für uns arbeiten, die Kleider machen und all das andere? Ich habe doch genug in der Wirtschaft zu tun und mit den Kunden.“

Es wuchsen auch einige Bäume auf dem Burgplatz, den man sich gewöhnt hatte, den Bunten Kamp zu nennen, aber es schien, als hätte eine Raupenplage sie befallen. Sogar die Kinder sahen seltsam abgenagt aus. Sie streckten ihre grauen, dürftigen Arme, an deren Enden lockere Laubbüschel hingen, hilflos von sich ab, als wollten sie sagen: was wollt ihr jetzt noch von uns?

Der Meister stützte beide Hände fest auf die Fensterbank. „Und ich sage dir, sie hört damit auf.“

Bei Tage hockten stets einige Kinder auf diesen Armen, rutschten auf ihnen herum, ließen sich an den Stämmen hinab, begannen das Spiel von neuem und waren stolz, wenn sie wieder ein Büschel erwischten. Soweit die Bäume hoch waren, soweit reichte die Kunst ihrer offenerartigen Reinger.

Vor einigen Häusern waren Ansätze kleiner Gärten, und vor fast allen stand eine breite, glänzende Steinbank. Nicht anders als durch das Burgtor konnte man in den Bunten Kamp gelangen.

Doch ein eigentliches Tor gab es nicht.

Man ging unter der Böschung hindurch, von der rechts und links je zwei schmale, steile Treppen in das Innere der Burg führten. Auch vom Platz aus konnte man hinein. Nach der Straße zu gab es keine Tür.

(Fortsetzung folgt.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Roman auf Verlangen kostenlos nachgeliefert.



## Die Mutter

Skizze von W. Ludwig.

Die junge Frau, die bei dem schwachen Schein einer Petroleumlampe die Treppe aufwachte, betrachtete den großen, plumpen Burschen misstrauisch, der in so später Abendstunde nach der Witwe Larsen fragte. Aber sie gab ihm doch Auskunft, denn er hatte ein so gutmütiges Gesicht, daß ihm nichts Schlimmes zugutrauen war.

Schwerfällig tappte er, anscheinend ein Matrose, die schmalen, knarrenden Stufen hinauf, die immer finsterner wurden; er mußte sich hüten, um nirgends anzustoßen. Ganz oben unter dem Dach schimmerte ein schmaler Lichtstreif durch den Spalt einer schlecht schließenden Tür. Peter Witt tastete nach der Klinke; aber als er sie gefunden hatte, drückte er sie nicht gleich nieder. Es wurde ihm schwer einzutreten. Die Volkshaus, die er der alten Frau da drinnen auszurichten hatte, war nicht von solcher Art, daß er sie gern bestellte.

Der Sohn der Frau, die hier wohnte, war sein bester Kamerad gewesen. Sie hatten sich zum ersten Male gesehen, als die „Blaue Tulpe“, ein stattlicher Dreimaster, vor zwei Jahren in Hamburg zu großer Fahrt den Ankerlichtete. Sie verstanden sich von der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft an so gut, daß sie sehr schnell die besten Freunde wurden. Das blieben sie, bis Jan Larsen starb. In der Südsee wurde er plötzlich so schwer krank, daß der Schiffsarzt keinen Rat mehr wußte und nicht helfen konnte. Die Jan Larsen starb, gab er dem Freunde seine wenigen Habfeligkeiten und bat ihn, sie mit seinem letzten Gruß der Mutter zu bringen, sobald er wieder in Hamburg an Land käme. Ein paar Stunden später wurde er schon in das blaue Wasser versenkt.

Dies war der Auftrag, den Peter Witt nun ausrichten sollte. Es wurde ihm bitter schwer, um so schwerer, je mehr er über die Sache nachdachte. Er kam geraden Weges von Bord seines Schiffes. Je eher er die Sache hinter sich brachte, desto besser. Peter war nicht der Mann, der etwas Unangenehmes auf die lange Bank schob. Aber nun hielt er doch den Schritt an. Hundertmal hatte er sich die Worte zurecht gelegt, die er der alten Frau sagen wollte. Aber er wußte, daß er sie im rechten Augenblick doch nicht finden würde.

Endlich pochte er an die Tür. Er glaubte eine Antwort zu hören und trat ein. Auf dem Tisch brannte eine Petroleumlampe. Ihr Licht war durch einen grünen Schirm gedämpft. Sie verbreitete nur einen schwachen Schein. Hinten in der Ecke der kleinen Stube stand ein Bett, in dem eine Greisin anscheinend schlafend lag. Eine jüngere Frau machte sich an den erhöhten Kissens, auf denen der Kopf der Alten ruhte, zu schaffen. Als die Tür knarrte, wandte sie sich um. Sie sah den Fremden, der ägernd eintrat, mit einem erstaunt fragenden Blick an. Dann schien sie plötzlich zu begreifen. Sie legte den Zeigefinger auf die Lippen und gab Peter ein Zeichen. Er verstand, daß er näher treten sollte.

Die Frau beugte sich zu ihm hin.

„Sie sind der Sohn?“ fragte sie, und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte sie sogleich hinzu: „Der Mutter geht es schlecht. Aber sie konnte nicht sterben, ehe sie kamen. Sie hat Tag und Nacht auf Sie gewartet.“ So leise sie auch sprach, die Kranke hatte sie mit der Hellhörigkeit, die Sterbenden eigen ist, doch gehört. Nun bewegte sie sich, als ob sie sich aufrichten wollte, aber sie besaß nicht mehr die Kraft dazu. „Jan, min Jung!“ flüsterte sie, und der Schein eines Lächelns trat auf das abgekehrte Gesicht. „Jan min Jung! Ich hab's gewußt, daß Du kommst.“ Peter stand ratlos. Er war erschrocken und verlegen. Die Wärterin trat etwas zur Seite und sah ihn an. Sie verstand wohl nicht weshalb er sich besann. Die Sterbende streckte die Arme nach ihm aus. „Jan min Jung!“ Der Matrose verlor die Fassung. Er überlegte nicht mehr, und im nächsten Augenblick stand er neben dem elenden Lager, der Kopf der Alten lag an seiner Brust. Lieblosend strich er ihr über das weiße Haar, und Tränen flossen ihm über die Wangen.

Er hatte Mutterliebe nie gekannt. Die eigene Mutter war gestorben, als er noch kaum auf den Füßen stehen konnte. Jetzt war ihm, als stürbe sie zum zweiten Male. Die alte Frau, die schon nicht mehr auf der Erde war und deren Sinne bereits getrübt waren, schien ihm keine Fremde mehr. Er fühlte sich geborgen in einer großen Liebe, in der Mütterlichkeit des Weibes, die alle Unterschiede auslöscht, in der Ich und Du in Eins verschmelzen.

So hielt er sie umschlungen, bis ihre Arme sich von ihm lösten. Die alte Frau war tot. Sanft legte er ihren Kopf auf das Kissen, und seine Lippen berührten ihre Stirne, ehe er wortlos zum Gehen wandte.

## Mahnung

Der Tag verfliehet — den letzten, roten Schein verdrängt der graue Schleier langer Nacht. In Abendandacht sammelt sich dein Sein, freut sich des Sonnenscheins, den du gebracht, des Glüdes, Frohfinns, den dein Herz besichert den Menschen, die dir nahe, lieb und wert.

Und jede Nacht weicht einem jungen Morgen und Jahre strömen in die Ewigkeit, bis jäh ein Ziel, bis jäh ein Ziel gesetzt dem liebend Sorgen, bis du verbleibst in dumpfer Einsamkeit, verarmt — mit gabenreichen, vollen Händen, zu spät, dem stillen Schläfer Glück zu spenden.

Drum ernte unermülich stets auf's neue aus deiner Seele unversiegbar reicher Saat, gib bis zum Abend ganz dich aus, daß Neue um ungeschenkte Güte quälend dir nicht naht! Der Tag verfliehet — das große Leid erwacht . . . In graue Schleier hüllt sie tröstend dich — die Nacht.

Ingebord Waldheim.

## Das neue Buch

Mythik, Eine Studie über die Natur und Entwicklung des religiösen Bewußtseins im Menschen. Von Evelyn Underhill. Aus dem Englischen übertragen von Helene Meyer-Frand und Heinz Meyer-Benfey. (Verlag Ernst Reinhardt, München 1927.) Der Titel sagt, wozu dies in honorem omnium animarum mysticarum verfaßte Buch geschrieben ist. Wir müssen es den Uebersetzern danken, daß sie uns dies in England seit 1911 hochgeschätzte und vielfach aufgelegte Buch auch in unserer Sprache zugänglich gemacht haben. Die Verfasserin ist, wie das Geleitwort Friedrich Heilers sagt, neben dem unlängst verstorbenen Baron von Hügel eine der gründlichsten und intimsten wissenschaftlichen Kenner der Mythik. Nicht nur eine eingehende Kenntnis der einschlägigen Literatur zeichnet sie aus. Insbesondere ihre frauliche Eigenart befähigt sie, dem Phänomen der Mythik nachzugehen, sich verstehend einzufühlen und davon Kunde zu geben. So wird das Buch geeignet sein, viele falsche Vorurteile über die Mythik zu beseitigen und zu einer gerechten Würdigung des mythischen Elementes aller weltanschaulichen Religion zu verhelfen. — Ein erster Teil will in das Wesen der Mythik einführen und ihr Verhältnis zu anderen Lebensformen feststellen. Entscheidend wichtig ist der Abschnitt über die Merkmale der Mythik. Sie ist in ihrer reinen Gestalt die Wissenschaft von den letzten Dingen, die Wissenschaft von der Vereinigung mit dem Lebendigen Absoluten. Vorausgesetzt wird ein transzendentes Bewußtsein des Menschen, das als einzig Endgültiges die persönliche Erfahrung der mit leidenschaftlicher Liebe die Wahrheit suchenden Seele setzt. Mit dem transzendentalen Bewußtsein beschäftigt sich der umfangreiche zweite Teil des Buches: Mit dem Erwachen, der Reinigung und Erleuchtung des mit der „Wirklichkeit“ identischen Selbst, mit seinen Wegen über Sammlung und Ruhe, Kontemplation, Ekstase und Verwindung bis zum Leben der Einigung. Die Untersuchung beschließt ein Abriss der Geschichte der europäischen Mythik, der eine rasche und gute Einführung ermöglicht und als Ausgangspunkt bei der Lektüre des Buches zu empfehlen ist. — Alle Theologen und Philosophen, Psychologen und Pathologen werden das Buch mit Gewinn und Dankbarkeit lesen. Die einen wegen der reinlichen Schemen, die es bewußt oder nach kritischer Untersuchung bringt, die anderen wegen der mancherlei wertvollen und beachtlichen Beobachtungen, Schlüsse und Anwendungen. Ausstattung, Einband und Druck sind gut, der Preis ist erschwinglich. Dem Verlag gebührt der berechtigte Dank, daß er in dieser Zeit und in dieser Form das Buch herausgebracht hat.

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Oberstudiendirektor i. R. und Geh. Schulrat Dr. Eduard Otto. 6. Aufl. (27.—31. Tausend). Mit 23 Abbild. auf 8 Tafeln (133 S.) 8. „Aus Natur- und Geisteswelt“, Bd. 14). Geb. 2 Mark. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1927. — Nach einer Einleitung über den Begriff des Handwerks und seine Wandlungen zeigt der Verfasser, wie das Handwerk, aus der Hauswirtschaft der germanischen Urzeit sich entwickelnd, durch das entstehende Städtewesen mächtig gefördert wird. Dieran schließen sich Schilderungen des Zusammenhanges der Blüte des Handwerks mit derjenigen der deutschen Stadtwirtschaft und dem zunehmenden Geldverkehr, der Entartung des Handwerks, des Zeitalters der vorrindigen Gewerbefreiheit, der Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Den Schluß bildet eine Darstellung des Handwerkslebens vergangener Tage. Die Neuauflage ist vielfach verändert und trägt den neuen Ergebnissen der Wissenschaft überall Rechnung.

# Chinesische Dschonken

Von Dr. Hans Hillebrand.

Als vor nicht allzu langer Zeit das Ende der venetianischen Gondel vorausgesagt wurde, löste diese Kunde allgemeines Bedauern in der ganzen gesitteten Welt aus. Unfassbar, sich eine Nacht in Venedig beim Klang der Clarinole statt in verhangener, von sanftem Ampellicht durchglüheter Gondel in einem knatternden Motorboot vorzufinden. Und dennoch! Das hastige Tempo unserer Zeit kennt kein Erbarmen, wenn es sich darum handelt, überlieferte Werte durch neuere, zweckentsprechendere zu verdrängen.

Ein Land, das noch heute mit zäher Beharrlichkeit an den seit Jahrtausenden überlieferten Formen seiner Küstenschifffahrt hängt, ist zweifellos China. Jede kleine Inselgruppe, jedes Fischerdorf und jeder winzige Hafen führen ihre besonderen Typen von Dschonken (Dschonken), und es ist für den Kenner der chinesischen Schifffahrtsverhältnisse nicht schwer, nach dem Aussehen dieser geheimnisvoll dahinsieglenden Fahrzeuge ihren Entstehungsort mit einiger Genauigkeit zu bestimmen.

Die Dschonke! Sie ist viel mehr, als alle Dregita zusammen von ihr zu berichten wissen. Das Wort selbst bedeutet chinesisch „Schiff“. Ein plumpes und dennoch leicht gebautes Fahrzeug mit niedrigem Mittel- und hohem, aufwärts so abenteuerlustig gekrümmtem Vor- und Achterschiff. Die größten Dschonken weisen eine Wasserbedrängung von etwa 500 Tonnen auf sowie je drei Masten und Mattensegel. Jede Bugseite trägt — hier beginnt schon das Geheimnis — ein großes gemaltes Auge, um angeblich den Kurs nicht zu verfehlen. Verblissen dagegen nicht alle gläsernen „Bullaugen“ noch so neuzeitlich eingerichteter Ueberflieger? Aus diesen Dschonken blüht die rätselhafteste Seele Afriens, verhöndelt wie ein Labrynth, gewiß, doch auch geruchsam und wissend um die Macht verborgener Kräfte. Dschonke! Erweckt nicht schon der weiche Klang dieses Wortes eine Kette mythischer Vorstellungen, lautlos verlaufener nächtlicher Abenteuer in der Brust jedes Europäers?

Tatsache ist: die Dschonken sind heute ein wertvolles Stück ausstrebender chinesischer Brigantentromantik für uns; für den Sohn des Reiches der Mitte aber sind sie weit mehr, stolze Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit und die lebendige Mahnung, die Seele Afriens frei zu halten vom Mummongeist des Abendlandes. Freilich, es sank schon manches dieser Schiffe in Trümmer. Die alten herrlichen Kriegsdjshonken sind nur noch Sage, bestenfalls Modellstücke für künstige Museen in Peking oder Hongkong.

„Beschreibe mir, wie eine Dschonke aussieht,“ erklärt also verbindlich lächelnd der feerkundige Chinese, „und ich will Dir sagen, auf welcher Höhe segelnd Du sie finden mußt. Ob auf der von Hongkong, Amoy, Ningpoo oder Chesoo.“

Der Schwede Sigurd Sternball bereifte vor einiger Zeit dieses Küstengebiet zu Forschungszwecken und stellte fest, daß insbesondere die südlich von Schanghai liegenden Häfen Ningpoo, Wenchou und Foochu seit alterher zusammen das bedeutendste altchinesische Schifffahrtsnetz bildeten. Die Dschonken dieser Städte führten schon in grauer Vorzeit wagemutig bis nach Indien, ja sogar an die Ostküste von Afrika bis nach Sansibar. Auch heute anstern sie noch gelegentlich als seltene Gäste vor Borneo, Sumatra und den Philippinen. Auch Kanton ist als Dschonkenanlegerplatz größeren Umfangs neben Schanghai und Ningpoo zu nennen, doch beschränkt sich von dort aus der Dschonkenverkehr nur auf den nächstgelegenen Küstenstreifen. Amoy gilt als Heimathafen für Schnellsiegler.

Im nördlichen China sind Chesoo, Keiwchang und Antung als wichtigste Dschonkenstationen anzusehen. Nicht selten segeln Dschonken von ihnen aus nach boreanischen und ostsibirischen Häfen, wobei ihnen ihre backsteingartige Form gegen Eiseisungsfahrer einen natürlichen Schutz bietet. Alljährlich zweimal unter Benutzung der halbjährlich wechselnden Winde laufen große, nach Tausenden kleiner Dschonken zählende Fischerflotten zum Fang aus, begleitet von Bewachungsschiffen, denen die Aufgabe zufällt, in Seenot geratenen Dschonken — sie sind nicht sehr sturmfest — Beistand zu leisten.

Die Besatzung auf einer größeren Dschonke ist, wie Sternball wiederholt beobachten konnte, nach europäischen Begriffen ansgewöhnlich stark an Kopfszahl. Ein Kullileben zählt und die Kullileistung kostet nicht viel, außerdem rechnet jeder Reedler immer noch mit der Risikoquote räuberischer Ueberfälle auf See. Die Disziplin an Bord wird nicht sehr streng und nach bewährten, patriarchalischen anmutenden Grundregeln gehandhabt. Befehligt wird die Dschonke vom „laopan“ (Schiffer), der sich neuerdings gern „shwan cho“ (Kapitän) nennt, ihm zur Seite stehen „ta foo“ und „ne foo“ (Erster und Zweiter Steuermann). Oft befindet sich auch die ganze Familie des Schiffers an Bord, und dann hat merkwürdigerweise die Frau die Kommandogewalt.

Die Navigation einer solchen Dschonke ist denkbar einfach. Der Schiffer hält sich immer in erreichbarer Nähe der Küste, die er im einzelnen so gut kennt, daß er jederzeit den genauen Standort des Schiffes angeben vermag. Konturzeichnungen der Küste und genaue Kursvorschriften ersetzen das Weßblatt. Der Kompaß

besteht aus einem runden Holzsteller von etwa zwölf Zoll Durchmesser. In der Mitte befindet sich eine Vertiefung und in dieser ein Magnet von der Größe einer Stecknadel. Rings um diese Vertiefung ist die Fahrtrinne in einem verstellbaren Kranz vorgeteichnet. Zur Signalführung verwendet der Chinese in der Regel ein dumpfes „gonggong“ oder ein Tritonhorn von lautem Klang.

Von den Dschonken und ihrer Besatzung sagt der englische Seemann, sie seien „hölzerne Schiffe mit eisernen Männern“, gewiß ein schönes Lob, wenn es nicht gerade aus britischem, mitlin interessiertem Munde käme. Wie lange wird es noch dauern, bis die ständig wachsende Zahl von Ueberfliegermaschinen und Flugzeugen die letzte chinesische Dschonke verdrängt haben wird?

# Der Ruf ins Leben

Stigge von Bessy Rel.

Es wurde immer dunkler im Kinderzimmer. Kam denn heute niemand, um Licht zu machen Luise kam nicht, und Großmama kam nicht. Sie mußten ihn vergessen haben. Alle vergaßen ihn, weil die Mama nicht aufpasste. Die Mama war krank. Sie lag in ihrem großen weißen Bett, und er durfte nicht hinein zu ihr. Die Luise war so streng, und Großmama weinte so viel. Papa hatte keine Zeit. Er war auch so sonderbar; er verwechselte die Spielzeuge und gab verkehrte Antworten. Der Vater war doch keine Kage, und die Eisenbahn konnte doch nicht „Miau“ schreien. Kein, mit Papa war es jetzt so sonderbar. Wenn sie nicht bald Licht machen, schreie ich; auch wenn Luise es verboten hat.

Alles war so schrecklich heute. In der Spielecke beim Kaufmannskladen sah ganz gewiß ein großer schwarzer Hund und rollte die feurigen Augen. Die gingen hin und her, wenn sich draußen im Garten die Bäume bewegten. Draußen brannten schon die Laternen. An der Wand sprang ein Feuermännchen auf und nieder. — „Luise! — Luise!“

Da wurde die Tür aufgerissen, Licht drang herein, der Vater beugte sich ungestüm zu dem kleinen Jungen und nahm ihn auf den Arm.

Als sie in das Schlafzimmer kamen, stand die Großmama am Fenster und drehte sich rasch um. Der Doktor sah an Mamas Bett, — er rief immerfort an seiner Brille —, und Mama schlief. Sie lag in dem großen weißen Bett und schlief. Sie schlug nicht ein einziges Mal die Augen auf, und er hatte sie doch so lange nicht gesehen, viele, viele Tage nicht. Der Vater stellte den Jungen vor das Bett und sagte etwas zu dem Arzt. Der setzte die Brille auf und sah Mama lange an, sehr lange, und legte seine Hand auf ihre Hand. Der Junge stellte sich auf die Zehen. „Mama!“ rief er leise, „Mama!“

Langsam öffneten sich die Augenlider, — ganz langsam, — die Mama mußte sehr sehr geschlafen haben. Furchtbar lange dauerte es, bis die großen grauen Augen offen waren und ihn sahen. Warum sprach sie nur nicht? Warum sagte sie nicht: „Peterlein“ oder „Liebling“ oder „mein Herz“? Warum sah sie ihn nur immerzu an?

Groß, grau, unergründlich blühten die Mutteraugen; sie sogten und zogen, — näher kamen die Kinderaugen, — zwei tiefe Leiche, in denen das Leben noch ruhte, — forschend und erwartend. Immer näher. Nun waren sie bald eins, — noch einmal vereinigt durch den Strom der Blicke wie einst durch den Strom des Blutes. Immer näher. Schon streckte das Kind die Arme aus, da verstand es plötzlich. Ein gellender Schrei fuhr aus seinem Munde, — ein Schrei, so jammervoll und verzweifelt, — die herzgerührende Steigerung jenes Schreies, mit dem es sich einst vom warmen Mutterleibe getrennt hatte.

Die Kranke richtete sich auf, erschaut von einem zum anderen sehend, und sank mit einem Seufzer zurück. Der Vater stürzte laut aufweinend vor dem Bett in die Knie.

Aber der Arzt beugte sich über die Kissen. Er horchte lange. Als er sich wieder aufrichtete, lächelte er.

„Es wird alles gut. Sie schläft nur. Das Kind hat sie zurückerufen.“

# Die tägliche Frage

Frage: Was bedeutet der so oft gebrauchte Ausdruck: „e t w a s a u s h a d e n“ müssen?

Antwort: Die übertragene Bedeutung der Redensart: „etwas ausbaden müssen“, ist: die Folgen einer schlimmen Handlung zu tragen haben. Im Mittelalter gab es bekanntlich öffentliche Badstuben. Es wurde dort aber nicht jedem ein frisches Bad bereitet, sondern einer badete nach dem anderen in demselben Wasser. Wer nun zuletzt badete, mußte auch der Baderegel das Schmutzwasser entfernen, sonach auch den Schmutz der anderen, ihn „ausbaden“. Dieser Ausdruck hat sich, wenn auch in anderem Sinne, bis heute erhalten.